

Gemeinsame Suchbewegungen

Anmerkungen aus evangelischer Sicht

Ulrike Link-Wieczorek

1 Ökumenische Bewegung

Einerseits wird man hierzulande nicht mehr selbstverständlich in eine praktizierte christliche Lebensform hineingeboren, andererseits erleben wir auch nicht nur eine postmoderne Vergleichsgültigung alles Religiösen. Gerade in der jüngsten Vergangenheit, in der man von einer Wiederkehr der Religion zu sprechen wagt, treffen wir zum Beispiel in der Schule auch eine Art transkonfessioneller Identität, in der selbstbewusst die verschiedenen christlichen Konfessionen nach ihren Möglichkeiten für eine christlich-religiös geprägte Lebensgestaltung geprüft werden. Welche Chancen bietet die Ökumene in dieser Situation, und welche Aufgaben liegen vor ihr? Was kann eine bewusste ökumenische Schulung für den Religionsunterricht leisten? Und wie viel Ökumene gehört warum in diesen Unterricht hinein? Lassen Sie mich dazu einen Blick in die Ökumenische Bewegung werfen, um schließlich eine »Ökumene des dritten Weges« vorzuschlagen, in der sich die Konfessionen als Suchbewegungen verstehen, Theologie und christliche Identitätsbildung in einem gemeinsamen Bezugsfeld – etwa in der Schule, aber auch darüber hinaus für die Vergewisserung der christlichen Wirklichkeitsperspektive in und außerhalb der Gemeinde – zu entwickeln.¹

Die Ökumenische Bewegung hat im 20. Jahrhundert zu organisierten Formen gefunden, nachdem man im christlichen Zeugnis in der Welt auf mehreren Feldern einen Mangel an Glaubwürdigkeit spürte, so etwa in der internationalen Mission, in der es darum ging und geht, dass Christen sich für ein Leben im Sinn des Reiches Gottes nicht nur für sich allein,

¹ Eine längere Fassung dieses Beitrags findet sich in *Katechetische Blätter* 137 (2012), 52–59. Ich danke Bernhard Fresacher für kundige Kooperation bei der Erstellung der hier vorliegenden Kurzform.

sondern für die gesamte Menschheit, vor allem die Armen, die Rechtlosen und die Verzweifelten, einsetzen. Es wirkt wenig überzeugend, wenn man dies tun will und dabei aber nicht miteinander Eucharistie feiern, Pastoren, Priester und Pfarrerrinnen austauschen, Kinder taufen oder sich Gottes Vergebung zusprechen kann. Dasselbe gilt für die christliche internationale Friedensarbeit, wie sie vor der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) zwischen den beiden Weltkriegen geleistet wurde. Die gegenseitige Anerkennung und Einheit der Kirchen ist für die Authentizität eines solchen Zeugnisses eigentlich unverzichtbar. Man kann nicht von Gottes Frieden für die Menschheit reden, wenn die, die diese aus christlichen Wurzeln gespeiste Hoffnung teilen, nicht miteinander Kirche sein können. Es sind gerade die Kirchen des Südens aller Konfessionen, aus Afrika, Indien und Lateinamerika, Protestanten, Katholiken und vor allem orientalische Orthodoxe, die heute wieder sehr deutlich fordern, für die Einheit der Kirchen um ihrer Sendung willen zu arbeiten: Die Kriterien für die Einheit seien aus den Aufgaben der Sendung nach dem Willen Gottes und nicht aus dem eigenen Selbstbehauptungswillen zu entwickeln.

Die ökumenische Arbeit besteht heute primär aus zwei Grundzweigen, die sich auch als wesentliche Pfeiler der Arbeit des ÖRK erweisen: der sogenannten »Dialogökumene«, die theologisch an den kirchentrennenden Differenzen arbeitet, und der sogenannten »Gerechtigkeitsökumene«, in der die Kirchen zu einem gemeinsamen Zeugnis angesichts ihrer sozial-ethischen Aufgaben in der Welt kommen wollen, ohne damit ausdrücklich ihre theologischen Differenzen als solche zu thematisieren. In der Gewichtung dieser beiden Ökumene-Typen zeigen sich auch konfessionelle Profile. Vor allem gegenwärtig liegt auf katholischer Seite eindeutig eine theoretische Präferenz für die Dialogökumene vor, auf evangelischer eine solche für die sozial-ethisch orientierte.

Das führt evangelischerseits faktisch unmittelbar in ein interkulturelles Verständnis von Ökumene hinein: Ökumene bedeutet hier auch, sich mit den verschiedenen lutherischen Kirchen auf der Welt zu beschäftigen und die jeweiligen kontextuellen Spezifika zu berücksichtigen. Das hat bedeutende Konsequenzen, denn der Schritt in die interreligiöse Sphäre ist dann nicht weit. So kommt es, dass im evangelischen Sprachgebrauch »Ökumene« häufig die sogenannte »große Ökumene« meint, nämlich eine Beschäftigung mit den Beziehungsmöglichkeiten der Religionen. Hingegen muss man wohl sagen, dass evangelische Kirchen zumindest gegenwärtig der Dialogökumene gegenüber eher skeptisch eingestellt sind – zu groß ist die Sorge, dass dabei reformatorisch errungene Freiheiten wieder zurückgeschraubt werden könnten. Aber natürlich interessiert man sich auch katholischerseits für die Gerechtigkeitsökumene. Vor allem in der christli-

chen Friedensarbeit ist die katholische Kirche sehr aktiv. Dennoch ist der Begriff der »Ökumene« im katholischen Sprachgebrauch weitaus stärker mit der Dialogökumene verbunden. Interessant ist auch, dass bei der Auflistung der für wichtig gehaltenen ökumenischen Themen bei Studierenden ebenso wie bei bereits in der Schule Unterrichtenden *beider* Konfessionen ein deutlicher Akzent auf interkulturellen Fragen und den Themen der Gerechtigkeitsökumene liegt.²

2 »Konfessionelle Identität«?

Was folgt daraus? Ich möchte diese Frage am gemeinsamen Bezugsfeld der Schule, genauer an der Form des konfessionellen Religionsunterrichts, weiter entfalten. Evangelische und katholische Kirche haben sich in Deutschland auf ein Grundkonzept dieser Unterrichtsform geeinigt.³ Die Vorteile dieses Konzepts in einer Zeit zunehmender Enttraditionalisierung werden gerade darin gesehen, dass die Ausgangsperspektive von einer Konfession her klar sein soll. Die Schüler und Schülerinnen erfahren oft erst im Religionsunterricht von der christlichen konfessionellen Vielfalt. Dass sie davon erfahren und wenigstens intellektuell damit umgehen lernen, ist gerade dann wichtig, wenn die eigene konfessionelle Identität nur noch schwach ausgebildet ist. Ein Mindestmaß an Konfessionskunde wäre also geboten. Das Konzept des konfessionellen Religionsunterrichts geht nun davon aus, dass diese Vermittlung von einer konfessionellen Basis aus zu geschehen habe, weil die Inhalte der christlichen Wirklichkeitssicht sonst abstrakt und lebensfern zu werden drohen. Vielmehr sollen sie erkannt werden können in der lebendigen Gestalt von Menschen, die ihr Leben in dieser Perspektive formen, herausfordern, stärken und trösten lassen. Mit diesem Wunsch nach Lebendigkeit wird die konfessionelle Grundlage des Religionsunterrichts von beiden großen Kirchen in Deutschland begründet. Es geht also weniger um eine exklusive Positionierung, als vielmehr um das Ringen um eine konkrete christliche Lebensgestaltung, und zwar durchaus in der Wahrung einer kritischen Distanz, wie sie nötig ist, um das eigene Leben authentisch gestalten zu können.⁴

² Vgl. Andreas Feige u. a., Religionsunterricht von morgen? Studienmotivationen und Vorstellungen über die zukünftige Berufspraxis bei Studierenden der ev. und kath. Theologie/Religionspädagogik. Eine empirische Studie an Baden-Württembergs Hochschulen, Ostfildern 2007, 20 ff.

³ EKD: »Identität und Verständigung«, 1994; Die deutschen Bischöfe: »Die bildende Kraft des Religionsunterrichts«, 1996.

⁴ Vgl. Christoph Schwöbel, Christlicher Glaube im Pluralismus, Tübingen 2003,

Glaube und Religion gewinnen hier also ihre Bedeutung im Zusammenhang der Formung einer eigenen, authentischen, individuellen Identität. Auf diesem Hintergrund ist der von den Kirchen gern benutzte Begriff der konfessionellen Identität allerdings in der religionspädagogischen Diskussion kritischen Einwänden ausgesetzt. Vor allem geht es dabei um die damit verbundene Vorstellung, Menschen müssten zuerst in einem klar umrissenen Rahmen religiöser Überzeugungen und Praktiken Orientierung finden können, bevor sie sich über diesen hinaus anderen Perspektiven öffnen könnten. Dabei wird kaum unterschieden, ob es sich um Perspektiven anderer Konfessionen oder anderer Religionen handelt.⁵ Die Grundüberzeugung der Ökumenischen Bewegung aber besteht darin, dass es innerhalb des Christentums eine Vielfalt von Perspektiven, Traditionen und Kontexten gibt, die sich um eine christliche Lebens- und Weltgestaltung bemühen und sich dabei demselben Gott und demselben Evangelium verbunden fühlen. Der Begriff der konfessionellen Identität droht diesen ersten Blick für das Gemeinsame zu vernebeln.

Weiterhin wird kritisiert, dass die kirchliche Sicht von konfessioneller Identität zu wenig die Erkenntnisse der Psychologie und Soziologie berücksichtige, nach der sich Identität zu einem guten Teil durch Auseinandersetzung bilde, durch Erfahrung von Differenz.⁶ Demnach wäre das, was die jungen Menschen in der Vorstellung der Kirchen zuerst ausbilden, nämlich ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Konfession, noch etwas recht Unfertiges und durchaus noch nicht die eigentliche Identität. Zur Identität wird es erst, wenn es dem Fegefeuer der Anfechtungen ausgesetzt wird – aber auch alternativer Lebensentwürfe, kritischer Einwände, schonungsloser Aufdeckung von Begrenztheiten. Erst wer da hindurch ist, weiß, wer er oder sie ist. Die Vorstellung von der Ausbildung ei-

61–84; Lothar Ulrich, Konfessionelle Identität. Historischer Überblick und ökumenische Relevanz, in: Bernd Jochen Hilberath / Dorothea Sattler (Hg.), Vorgeschnack. Ökumenische Bemühungen um die Eucharistie (FS Theodor Schneider), Mainz 1995, 59–73.

⁵ Vgl. ausführlicher Ulrike Link-Wieczorek, Vom kleinen Finger in Kopf und Herz. Zur Relevanz der Ökumene an den Universitäten, in: Stephan Lakkis u. a. (Hg.), Ökumene der Zukunft (Beihefte zur ÖR 81), Frankfurt a. M. 2008, 15–28.

⁶ Vgl. Reinhold Mokrosch, Brauchen Kinder und Jugendliche einen konfessionell geöffneten Religionsunterricht oder werden sie damit überfordert?, in: Reinhard Frieling / Christoph Th. Scheilke (Hg.), Religionsunterricht und Konfessionen (Bensheimer Hefte 88), Göttingen 1999, 23–36; Beate Bengard, Soziologische und theologische Rede von Identität. Positionen zur ökumenischen Hermeneutik aus den evangelischen Kirchen in Frankreich, in: Lakkis u. a. (Hg.), Ökumene der Zukunft (s. Anm. 5), 219–239; vor allem aber Amarkya Sen, Die Identitätsfalle, München 2007.

ner zunächst eindeutig konfessionell beheimateten Identität ist ohnehin zu sehr am Modell einer traditionellen, religiös homogenen, familiären Sozialisation orientiert, die im Zeitalter von Patchworkfamilien und alleinerziehenden Elternteilen schon längst nicht mehr die Regel ist.⁷ Für die Schule bedeutet dies, dass sie es mit einer doppelten Schwierigkeit zu tun bekommt: einerseits damit, dass die Schülerinnen und Schüler selbst »immer konfessionsloser« werden. Nicht nur die andere, auch die eigene Konfession wird fremd im Religionsunterricht. Andererseits wird es auch immer schwieriger, ein realistisches Modell von eindeutiger konfessioneller Identität zum »Einfühlen« vorzustellen, etwa in der Person des Lehrers oder der Lehrerin.

3 *Ökumene des dritten Weges*

Vor allem in der Ökumene weiß man um die stets gebrochene Identität. Man merkt schnell: Das den verschiedenen Perspektiven gemeinsame Christliche ist nur scheinbar in einer gemeinsamen Formulierung zu finden. Vielmehr wird es entdeckt in der um Anerkennung ringenden Auseinandersetzung mit dem Verschiedenen, immer wieder neu in immer wieder anderen konkreten Zusammenhängen. Wäre es anders, wäre die Wahrheit Gottes ein Korsett und wir müssten alle Fundamentalisten sein. Es ist also falsch, die Zerbrechlichkeit der Gefäße der Wahrheit (vgl. 2Kor 4,5–7) – unsere Traditionen, Lehren, Gewohnheiten, Sprachformen, Habitus – für etwas Beklagenswertes zu halten. Es ist vielmehr ein Zeichen für die Lebendigkeit Gottes: Er lässt sich finden, wenn wir ihn suchen (vgl. u. a. Spr 8,17; Mt 7,7; Röm 10,20). Ich schlage deshalb einen – gegenüber Dialog- und Gerechtigkeitsökumene – dritten Weg der Ökumene vor. Er lebt aus der eigentlichen Stärke und dem Erfahrungsschatz ökumenischer Begegnungsarbeit, in der man noch vor jedem Dialog weiß, dass die Christusgemeinschaft eine Gemeinschaft ist, in der Menschen – und zwar nicht nur akademische Spezialisten – miteinander auf der Suche nach der Wahrheit sind und somit eine Suchgemeinschaft bilden. Mit diesem Ansatz wäre es möglich, die Suchbewegungen in einer längst entkonfessionalisierten Kultur ernst nehmen zu können, in der sich Menschen innerhalb wie außerhalb der Kirchengemeinden befinden.

Der dritte Weg der Ökumene ist der, bewusst und engagiert eine interkonfessionelle theologische Suchgemeinschaft zu bilden und zu pflegen.

⁷ Vgl. Johann Ev. Hafner / Martin Hailer (Hg.), *Binnendifferenzierung und Verbindlichkeit in den Konfessionen* (Beihefte zur ÖR 87), Frankfurt a. M. 2010.

Er könnte uns helfen, die Entfremdung zwischen den Konfessionen zu verhindern, die ja mitten im Schub der Enttraditionalisierung vor unseren Augen stattfindet. Wenn gemeinsam in interkonfessioneller Zusammensetzung – wie stark konfessionell oder konfessionslos immer diese geprägt sein mag – über Fragen des Lebens nachgedacht und diskutiert wird und dabei die Schätze der verschiedenen christlichen Traditionen entdeckt werden, dann entwickelt sich nichts anderes als eine Form von Konvivenz, die die implizite Einheit christlichen Bekenntnisses und damit christlicher Identität erahnen lässt. Wie können wir das christliche Credo denken, von Gott behütet zu sein? Was heißt: Jesus Christus ist gekommen, uns zu erlösen? Welchen Sinn hat die Rede vom trinitarischen Gott für unsere Hoffnung und Lebensgestaltung? Wie verstehen wir das Bittgebet? Was tun wir, wenn wir Fürbitte leisten? Und was erfahren wir, wenn wir gesegnet werden? Über solche Fragen des Lebens miteinander in interkonfessioneller Gemeinschaft nachzudenken bietet sich in vielen Bereichen an – natürlich im (konfessionell kooperativen) Religionsunterricht, aber auch im katechetischen (ökumenischen) Bildungsangebot der Gemeinden (z. B. mit häufig konfessionsverschiedenen Konfirmandeneltern), der Kirchenleitungen, der in Diakonie und Caritas, in der Notfall- oder Krankenhausseelsorge oder in kirchlichen Kindergärten Tätigen, in kirchlichen Akademien, im gesellschaftlichen Bildungsangebot und *last but not least* in der theologischen Ausbildung an den Universitäten. Der Fantasie sind hier eigentlich keine Grenzen gesetzt, und es ist im Grunde nicht zu verstehen, dass in einer Zeit der Notwendigkeit von Glaubensreflexion und der Sorge der Kirchen vor religiösem Relativismus hier nicht schon längst eine große Aktivität im Bereich der Ökumene entstanden ist. Gilt es doch, die Chance wahrzunehmen, gerade in einer Phase der Ratlosigkeit eine Sensibilität für die Reichtümer der konfessionellen Traditionen entstehen zu lassen – der eigenen und der der anderen, sei es, dass es sich um die eigene fremd gewordene, sei es, dass es sich um eine ganz und gar unbekanntere Tradition handelt.

Ökumene wächst in der Begegnung, aber Begegnung ist mehr als ein Dialog der Spezialisten, politische Arbeit oder gemeinsames Feiern. All dieses ist sie auch, aber Konvivenz folgt aus der Begegnung, in der man sein Leben miteinander interpretiert und dabei den Realismus entdeckt, der aus dem »Gerettetsein, aber in der Hoffnung« (Röm 8,24) zu leben verspricht. Genau das geschieht auf dem dritten Weg der Ökumene.